

Neues vom Trickser

„Bitte hinterlassen Sie keine Nachricht“: Auf dem vorläufigen Höhepunkt seines Schaffens will Urs Fischer Pause machen. Kann ein Künstler mit so viel Kraft einfach nur herumliegen? Monopol hat den Schweizer in Los Angeles und New York besucht.

VON DANIEL VÖLZKE PORTRÄTS JESSICA ANTOLA

Dort, wo der Westen aufhört, ist die Sonne längst in den Pazifik gefallen. Die Leute stehen an diesem Dezemberabend auf der Straße, es ist noch warm, und eine seltsame Hochstimmung hält diese Gesellschaft aus Vernissagebesuchern zusammen. Es wird sich was zugerufen, man rennt hin und her und begrüßt einander. „Beauty is the secret of life“, war sich die Malerin Agnes Martin sicher. Schönheit, Geheimnis, Leben – ein Satz wie aus einer Anzeige für Wellnessprodukte. Aber heute in Beverly Hills leuchtet er sofort ein.

Im gleißenden Licht von Urs Fischers Soloausstellung „Agnes Martin“ in der Galerie Regen Projects stehen die Besucher in dem Exponat wie in einem Bild: Von der Decke hängen an unsichtbaren

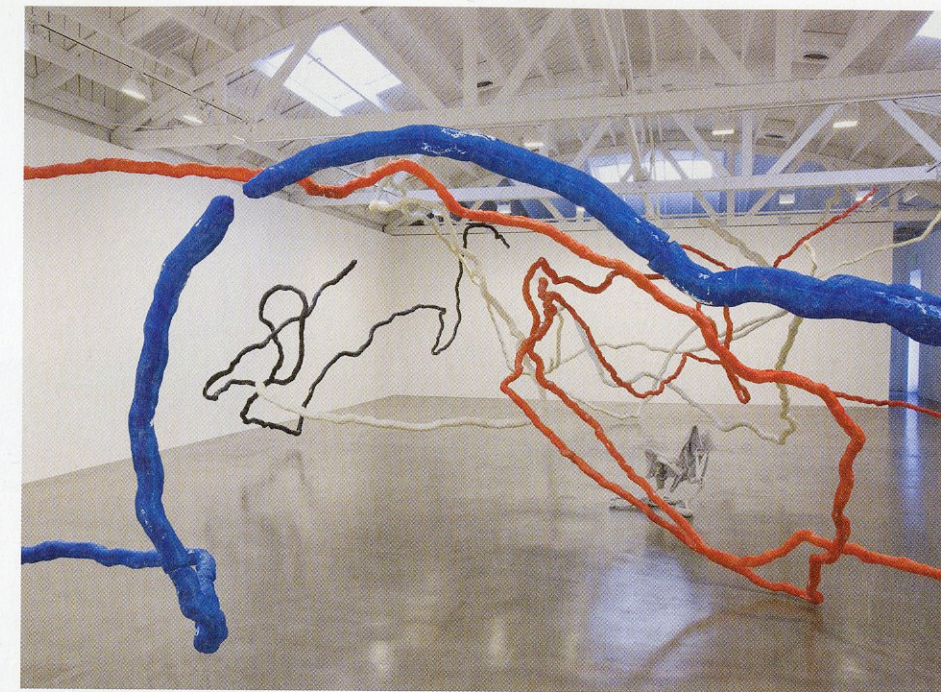
Fäden armdicke Stöcke, die sich wie ewig lange Äste durch den Raum winden. Doch man denkt weniger an Bäume als an ein Drip-Painting, das Installation geworden ist. Die Äste, jeder von ihnen in einer anderen Farbe, sehen aus wie in den Raum geschleuderte Farbe. Nur hängen sie noch in der Luft, als gebremste heroische Geste, die sich damit in etwas Gebrechliches verwandelt.

In New York, in der Galerie Gavin Brown's Enterprise, hat Fischer gerade in einer spektakulären Intervention den Boden der Galerie metertief zu einer Grube aufgebrochen. Hier, in Los Angeles, zeigt er nun das schwebende Gegenstück zu diesen Grabungen. Es erinnert – getriggert durch den Ausstellungstitel – an das Streben zum Ideal, das Agnes Martin auszeichnete. Das Verlangen nach Perfektion kennt Urs Fischer auch, wenngleich er nicht





„Ohne Titel (Brothaus)“, 2004/2005, Brot, Holz, Silikon, Schrauben, Polyurethanschaum, 366 x 533 x 472 cm, Installationsansicht Museum Boijmans Van Beuningen, Rotterdam, 2006



„Agnes Martin“, Installationsansicht Regen Projects, Los Angeles, 2007

Die heroische Geste der wie in den Raum geschleuderten Farbe verwandelt sich in etwas Gebrechliches. Und Fischers begehbare Haus mit Dachbalken aus Baguettes und Graubrot als Ziegelsteinen ist Vanitasbild.

recht versteht, woher es kommt. Seine Arbeiten nennt er „formalvulgäre Lösungen von Gedanken“.

Der Schweizer Künstler, der nun in Manhattan lebt, steht, umwölkt von einer aufgedrehten Entourage, am Rande der Galerie und nimmt die Glückwünsche von Hollywoodwitzbold Ben Stiller entgegen. Diese für Fischer ungewöhnlich leichtthändige Ausstellung wird seine vorerst letzte Schau sein. Es war ein Jahr, 2007, in dem man seine Skulpturen und Installationen überall sehen konnte: den Bilderbaum in François Pinaults venezianischem Palazzo Grassi, fotografische Staublandschaften in der Kirche San Stae ein paar Kanäle weiter, den mit Hilfe eines Luftballons schwebenden Besen auf der Lyon-Biennale, die verspiegelten, sich bewegenden Wände in der Zürcher Galerie Eva Presenhuber oder die Kerzenfrauen, die auf der Eröffnungsschau „Unmonumental“ des New Yorker New Museum langsam dahinschmolzen. Überall brennt und gräbt und schaukelt sich Urs Fischer in die Herzen von Sammlern, Kuratoren, Ausstellungsbesuchern. Jetzt ist Schluss damit. Vorerst.

„Irgendwann spürt man einen Druck, weil man schon so viel gemacht hat“, sagt Urs Fischer mit seinen gerade mal 34 Jahren. Es ist der Abend vor dieser Ausstellungseröffnung. Er sitzt in dem Haus, das er in L. A., im mehr und mehr angesagten Stadtteil Echo Park, gekauft und saniert hat, eine kleine, zweistöckige Suburb-Niedlichkeit gleich neben dem Dodger-Stadion. Er trinkt Roederer-Champagner, ab und an wirft seine Freundin ihm ein Stück Mandarine zu, das er mit dem Mund zu fangen versucht.

Es sind nicht der Erfolg und die Erwartung, die ihm das Leben schwer machen, sondern es ist sein Ehrgeiz, die Dinge voranzutreiben. Die Angst vor der Langeweile. „Ich bin nicht unbedingt ein Bastler. Ich mag einfach, wenn es läuft.“ Und damit meint er nicht, Fehler zu vermeiden, sondern, dass stets etwas los ist. Er habe schon immer Dinge gebaut, Bühnenbilder, Ausstattungen für Partys oder Möbel, die er gerade brauchte. Auf die Frage, wann er denn zum ersten Mal eine Skulptur als Skulptur hergestellt hat, ob-



„Stühle“, 2002, Hartfaserschaum, Schlangenlederimitat, 97 x 85 x 91 cm



Erst wirken seine Arbeiten brachial,
dann entdeckt man die Umwege,
die der Künstler gegangen ist. Fischer
verändert das Körpergefühl und
die Perspektive des Galeriebesuchers.

„you“, 2007, ausgehobener Boden,
Dimensionen variabel, Installationsansicht
Gavin Brown's Enterprise, New York, 2007



Man kann sich vorstellen, dass er ein paar Streber erschreckt: Urs Fischer in seinem New Yorker Apartment.

wohl er doch eigentlich Fotografie studiert hat, damals in Zürich, kommt er ins Grübeln. „Gute Frage“, sagt er. Seit über zwölf Jahren stellt Fischer aus. Kann es sein, dass ihn noch niemand danach gefragt hat? Urs Fischer macht im Gespräch den Eindruck, als redete er aus einer intensiven Gegenwart und Gegenwärtigkeit heraus. Als fiele es ihm nicht leicht, rückblickend und umfassend sein unablässiges Schaffen mit Worten einzuholen.

In dieser Gegenwärtigkeit experimentiert Fischer pausenlos. Was passiert, wenn man Bauschaum in eine Flasche gibt? Er quirlt aus dem Flaschenhals heraus und hängt schließlich als Wurst traurig herab. Oder mal eben einer Pille ein Gesicht aufmalen. Auch hier, in diesem Haus, stehen ein paar fertige oder unfertige Skulpturen herum. Wie Haus- und Tischgeister.

„Als Skulptur bist du in Konkurrenz zu allen anderen Sachen auf der Welt“, sagt Urs Fischer mit schönstem Schweizer Akzent. Die Art, wie er es formuliert, dieses „bist du“, lässt darauf schließen, dass er sich die Objekte doch auch vermenschlicht vorstellt. Es sind häufig aus dem Alltag be-

kannte Gegenstände, die man in seinen Ausstellungen wiedertrifft: Waschmaschinen, Zigarettenschachteln, Feuerzeuge, Stühle, Obst. Nur sind die Dinge in Fischers Händen irgendwie zerronnen, zerfallen, verkrüppelt, gequollen, verfault und miteinander verschmolzen.

Aufsehen hat Fischer etwa mit seinen Kerzenfrauen erregt („What if the Phone Rings“, 2003): lebensgroße, aus Wachs gegossene Standbilder, plump bemalt, aber anmutige Posen zitierend. An Dochten am Scheitel oder auf dem Hintern brennen sie im Lauf der Ausstellung langsam ab und verzehren sich in der Flamme, so dass sie am Ende natürlich das schönste Denkmal für Vergänglichkeit und Vergeblichkeit, Eros und Altern, abliefern. Vanitasbild auch das begehbbare Haus aus Broten, das Fischer seit 2004 ab und an aufgebaut hat: die Dachbalken aus Baguettes, Graubrot als Ziegelsteine. Häufig stapelt der Künstler auch echte Backsteinziegel zu einer Mauer übereinander, stellt sie aber auf ein Fundament aus Obst, so dass wieder alles scheitern und vergehen muss. Eine Art Kühlerfigur dieser rasanten Produktion ist



„Kir Royal“, Installationsansicht, Kunsthau Zürich, 2004

Es geht gegen falsche Schönheitsideale, Manierismus und Kultiviertheit, gegen Schweizer Gemütlichkeit und Augenzwinkern. Doch würde man es sich zu leicht machen, sähe man in Urs Fischer nur den Berserker und Barbaren.

das Skelett, das Fischer seit 2000 auf Sofas, Waschmaschinen, Parkbänken und vor Spiegeln ablegt. Es räkelt sich und sagt ja zum Lauf der Dinge und dem Fest der Gegenwart.

Beegnet man solchen Skulpturen und Szenarien, seinen Filzstiftzeichnungen und ihrer installativen Präsentation und blättert durch einen der unglaublich vielen Kataloge, die Urs Fischer mit Verve anfertigt, fällt zuerst der Reichtum der Ideen auf: wie in den Arbeiten Material gegen Schwerkraft

ausgespielt wird, Schönheit gegen Hässlichkeit, Beiläufigkeit gegen Fetischismus. Das Objekt und die Figur müssen diese Spannungen körperlich „ausagieren“, und so entsteht Slapstick.

Aber das unterscheidet Fischer von den Eidgenossen Fischli/Weiss, mag er ihnen in Humorfragen auch folgen: Seine Schöpfungen legen ein ungezähmtes Rabaukentum zutage, eine tragische, Francis-Bacon-hafte Verzerrtheit, eine Nähe zu Exkrement und Schmutz und Schmerz, die dem vornehmen

Duo Fischli/Weiss abgeht. Dadurch wirkt die Fischer-Kunst auch melancholisch, unruhig und erzeugt einen kindhaften Schrecken vor zu viel Körperlichkeit.

Es geht gegen falsche Schönheitsideale, Manierismus und Kultiviertheit, gegen Schweizer Gemütlichkeit und Augenzwinkern. Auf den ersten Blick sehen seine Arbeiten aus wie Skizzen von Ideen, sie wirken, als fehlte dem Künstler vor lauter neuen Einfällen die Zeit für das Oberflächenfinish und die Feinjustierung. Doch würde man es sich zu leicht machen, sähe man in Fischer nur den Berserker und Barbaren. Gut, der Schweizer hat diese Ausstrahlung. Man kann sich vorstellen, dass er mit einem Butterflymesser herumfuchelt, natürlich nur, um ein paar Streber zu erschrecken. Auf seinen Hals ist ein Pinocchio tätowiert, wie ein zweites Gesicht mit verräterischer, langer Nase. Tattoos auch auf den Armen, die Ärmel hochgekrempelt, und dann natürlich immer eine Zigarette in der Faust. Auf Fotografien von frühen Performances wirken Fischer und seine Freunde wie Typen aus der Selbstverletzershow „Jackass“. In Berlin bedauern heute noch Künstlerkollegen, dass „der Urs“ 2004 nur kurze Zeit in der deutschen Hauptstadt lebte, bevor er nach Los Angeles aufbrach. Es sei doch was ganz anderes gewesen mit „dem Urs“ als mit dieser in Coolness erstarrten Berliner Szene. „Ich wollte damals dahin, wo der Westen aufhört“, sagt Fischer heute, und das war seiner Meinung nach Los Angeles. Der Künstler schenkt nach, es werden noch ein paar Mandarinestückchen geworfen, und spät bringt einen der Kumpel, der jetzt hier, in L.A., zur Untermiete wohnt, in einem wunderbar abgeschmackten Sportwagen hinunter nach Hollywood.

Monate nach der Ausstellungseröffnung in Los Angeles: E-Mails an Urs Fischer fallen ins Nichts, bei Anruf Mailbox, und selbst bei seiner Zürcher Vertretung, Eva Presenhuber, sagen sie, dass sie ihren Star nicht mehr erreichen. Urs Fischer ist abgetaucht.

Irgendwann nimmt er dann ab. Ja, man könne ihn gern in New York besuchen. Eigentlich aber mache er grade ein bisschen Pause. Er brauche Ruhe, möchte ein paar Bücher lesen.

Kürzlich stellte Urs Fischer einen Tisch aus, auf dem lag ein aufgeschlagenes Buch. Von weitem wirkte alles still, doch wenn der Betrachter sich näherte, um in dem Buch zu lesen, gelang das nicht, denn der Tisch vibrierte pausenlos, unmerklich, angestoßen von einem Motor.



Diese Seite: „What if the phone rings“, 2003, dreiteilig, Wachs, Docht, Pigment, 106 x 142 x 46 cm.
Rechte Seite: „Ohne Titel“, 2000, Apfel, Birne, Schrauben, Nylon

**An Dochten am Scheitel oder auf dem Hintern brennen
Fischers Kerzenfrauen langsam ab, so dass sie am Ende
das schönste Denkmal für Eros und Altern abliefern.**

Welche Lektüre ihm wohl so wichtig ist, dass er keine E-Mails beantworten kann? Im Regal seiner Atelierwohnung in der Bowery stehen – passend zu seinen Schelmenstücken – die Abenteuer des Simplicissimus, daneben Dutzende kunsthistorische Bände. Der Gastgeber holt eine Monografie über Henry Moore hervor, blättert darin, kommentiert und lacht über präntiosere Werke des Bildhauers.

Die Wohnung besteht aus zwei Räumen: einem leeren Atelier und einem Wohnzimmer, das vollgestopft ist mit interessanten Gegenständen wie einem chinesischen Riesenbuch, kleinen Schneemännern aus Marmor, künstlerischen Editionen und Versuchen. Inmitten dieser Unübersichtlichkeit steht Fischers eigene kleine Moore-Hommage auf einem Podest, die er erst einmal abtut mit den Worten: „Das ist noch nichts, das wird erst was.“ Diese drei Kleinplastiken, die vage an menschliche Figuren erinnern, sind übrig geblieben von annähernd hundert anderen Lehmklumpen, die der Künstler modellierte und dann zusammen mit ein paar Freunden schnell aussortierte.

Jetzt stehen sie also dort, die letzten der Lehmgeschwister. Sie will Urs Fischer groß rausbringen. Sie werden eingescannt und mit Hilfe eines 3-D-Druckers entsteht Schicht für Schicht ein vergrößertes Modell aus Gips und Bindemittel. Davon wird Fischer dann einen Abguss nehmen und kann schließlich die Formen, die im Kleinen entstanden sind, als große Außenplastik präsentieren. Der Clou: Auf ihnen werden noch die nun riesenhaften Finger-

abdrücke zu erkennen sein. Was nach roher Kraft aussieht, ist doch Ergebnis eines komplexen Prozesses.

Und so ist es häufig mit diesem vermeintlichen Grobian: Seine Arbeiten wirken brachial, dann erst entdeckt man die Umwege, die der Künstler gegangen ist. Die ersten Stühle, die Fischer ausstellte, sahen zerstört aus, ihrer Funktion beraubt. Doch das Gegenteil war der Fall. Fischer hatte sie den verschiedenen Arten des Sitzens abgepasst: Die Möbel hatten verdrehte Beine oder extrem zurückgebogene Lehnen für Abhänger. Oder die Ausstellung „You“: Auf dem Weg zur drei bis vier Meter tiefen Grube in der Galerie Gavin Brown kam der Besucher in einen Raum mit einer kleineren Kopie der großen Grube. Dieser Raum war auch insgesamt als Verkleinerung des großen Raums angelegt, so dass sich auf dem Weg durch die Galerie permanent das Körpergefühl und die Perspektive des Besuchers und Mitbesuchers änderten.

„Man nimmt einfach von Hierarchien an, dass es die gebe. Aber das stimmt unter Umständen gar nicht“, sagt Urs Fischer etwas vage und lehnt sich zurück; auch er liegt eher auf dem Stuhl, als dass er sitzt. Keine Hierarchien, er meint das bezogen auf das Zwischenmenschliche, aber auch auf die Ordnung der Dinge, auf Wichtigkeiten und Größenverhältnisse. Fischer bringt

Gegensätze zusammen, verdichtet dadurch Situationen zu geballter Gegenwart. Wenn er eine Apfel- an eine Birnenhälfte nagelt und die so entstandene Hybridfrucht in den Raum hängt, dann erinnert das an das, was vom Baum der Erkenntnis und dem Streben nach Perfektion übrig geblieben ist. In Fischers Eden tragen

die Bäume auch keine Blätter, sondern gerahmte Bilder.

Diese Experimentierlust, die Materialien wie Holz, Silikon, Wachs oder Polyurethan aufeinander loslässt, soll möglichst wenig von Stil und Autorschaft gebremst werden.

Darüber denke er jetzt viel nach, hier, in seinem Einsiedlertum: Ob das ginge, den Dingen Eigenleben zu lassen. Doch da sei so etwas wie Persönlichkeit, vermutet Urs Fischer, das scheine durch.

Wie genau die bei ihm aussieht, kann er natürlich nicht sagen.

Erst später, als man schon längst diese Wunderkammer verlassen hat, fällt auf, dass Urs Fischer ja doch arbeitet in seiner angeblichen Pause. Vielleicht ist es das, was in seiner Kunst als Persönlichkeit durchscheint: das Glück der Produktion. Das Glück des Künstlers, die Welt zu bevölkern mit Neuem. Das Glück, darum zu wissen, dass Schönheit und Hässlichkeit gleichermaßen das Geheimnis des Lebens ausmachen.

Eine Review der Ausstellung, die Urs Fischer mit Galerist Gavin Brown in der Tony Shafrazi Gallery kuratiert hat, finden Sie auf der Seite 121.



DIMENSIONEN

VON BARTHA GARAGE | 2. JUNI – 26. JULI 2008

SEBASTIAN HEMPEL | PERRINE LIEVENS
ISABEL SCHMIGA | MAGNUS THIERFELDER
JOHN WOOD & PAUL HARRISON

VON BARTHA

VON BARTHA | GARAGE | KANNENFELDPLATZ 6 | 4056 BASEL | SWITZERLAND | T +41 61 322 10 00
VON BARTHA | COLLECTION | SCHERTLINGASSE 16 | 4051 BASEL | SWITZERLAND | T +41 61 271 63 84
VON BARTHA | CHESA | CHESA PERINI | VIA MAISTRA | 7525 S-CHÄNF | SWITZERLAND | T +41 61 271 63 84
F +41 61 271 03 05 | INFO@VONBARTHA.CH | WWW.VONBARTHA.CH